

Der evangelische Glaube

und die

Theologie Alfred Riffes.

Rektoratsrede

von

Riffes Hermann.

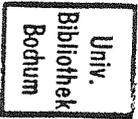
Zweite Auflage.

00 05815

Marburg.

R. W. Glaser'sche Verlagsbuchhandlung
1896.

OF



Standort:
Signatur:
Akz.-Nr.:
Id.-Nr.:

B
OFB 5986
74/10447
D94135

Die Öbner und Angehörigen der Universität verlangen von dem Rektor als erste Amtshandlung dieß, daß er etwas mittheile, was ihn und sein Rath als Stütze der Universität erkennen läßt. Für uns Theologen scheint diese Aufgabe schwieriger zu sein als für die theologischsten Rektorate der letzten zehn Jahre läßt das vermuten. Nicht wenige dieser Reben besahen sich mit dem Nachweis, daß die Theologie eine Wissenschaft sei. Wenn aber das besonders bewiesen werden muß, so muß es doch auch wohl Gründe geben, durch die es zweifelhaft gemacht wird. Der Hauptgrund ist dieser. Eine theologische Fakultät würde die Vertretung ihrer historischen Fächer einem Philosophen oder Historiker, der in der Geschichte des Christenthums handhabt wäre, nicht anvertrauen können. Wir müßten noch etwas anderes von einem solchen Forscher verlangen, wodurch er selbst ein Theologe werden würde. Von dem Theologen erwarten wir, daß er nicht nur die Geschichte der christlichen Gemeinde kennt, sondern daß er die Sache der christlichen Gemeinde zu der seinigen macht. Er soll in besonderer Weise das erstreben, was die christliche Gemeinde durch ihr gesammtes Leben erstreben soll, das Christenthum als etwas gegenwärtig Lebendiges erscheinen zu lassen. Wir Theologen erfüllen diese Christenpflicht, indem wir in unserer wissenschaftlichen Arbeit die Ueberzeugung des christlichen Glaubens vertreten. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß wir selbst von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt sind.

Diese Uebergangung aber, ohne welche theologische Arbeit nicht möglich ist, bildet den besondern Gegenstand der Untersuchung in der Disciplin, die an unsrer Unberührt zu vertreten meine Aufgabe ist. In der systematischen Theologie, in der Dogmatik und Ethik sollen die Gedanken des christlichen Glaubens in ihrem inneren Zusammenhang dargestellt und aus ihrer Quelle abgeleitet werden. Dabei soll zugleich gezeigt werden, wie der christliche Glaube die Wahrheit dessen, was er glaubt, vor sich selbst rechtfertigt. Die einzelnen Vertreter der theologischen Disciplinen sind Theologen auf jeden Fall nur insoweit, als sie irgenbwo Dogmatiker sind.

Das ist es nun aber gerade, was die Theologen von aller sonstigen Wissenschaft scheiden soll. Was will das für eine Wissenschaft sein, die sich durch unänderlich festgelegte Uebergangungen einengen läßt? Müßten wir nicht, um der Ehre der Wissenschaft werth zu sein, diese Uebergangungen selbst zum Problem machen? Sollen wir nicht, anstatt das freie Werk der Forschung nach dem Willkürlichen zu treiben, unsern Gegenstande mit gebundenen Händen gegenüber? In- statt der pflichtmäßigen Objektivität, mit der sich der Mann der Wissenschaft lebendig vor den erkannten Thatsachen beugt, herrscht bei uns das Vorurtheil in Gestalt unantastbarer Urtheile über Alles, was da wirklich ist und werden kann. Da noch mehr: die christliche Religion steht und fällt mit der Bittlichkeit und Macht bestimmter Thatsachen, die wir in der Geschichte vorzufinden meinen. Ein christlicher Theolog läßt sich diese Thatsachen nicht nehmen. Dann wird er aber schmerzlich sich zu den Historikern gesellen können. Denn ein gerechter Historiker ist bereit, jedes Faktum in Frage zu stellen, wenn die Sache hienächst lange her ist. Kurz, wo die Dogmatik regiert, hört die Freiheit der Forschung auf.

So lauten die Klagen. Wir aber fürchten dieselben nicht, denn wir fordern sie heraus. Es ist wirklich so. Wir sehen unsern Gegen-

stande nicht frei gegenüber, sondern wir wollen durch ihn im Innersten bestimmt sein. Deshalb würden wir uns selbst aufzugeben meinen, wenn wir eintreten wollten, daß die Vorstellung von ihm so geringen- los wandelbar sei, wie es die Wissenschaft sonst bei der Vorstellung von jedem Dinge zugeht. Will man der Theologie deshalb den Charakter der Wissenschaft abspprechen, so müssen wir uns das gefallen lassen. Daß wir nicht in den Kreis der Wissenschaft gehören, die ohne durch persönliche Uebergangung bestimmt zu sein, das nachweisbar wirklich erkennt, das wissen wir selbst. Wir können uns wohl damit trösten, daß wir doch eigentlich nicht von ihnen aus jenem Kreise herausgedrängt werden, sondern daß wir selbst herausstritten, weil wir nicht mehr als andere genöthigt sind, uns das Wesen jener Wissenschaft zu überlegen, und weil wir den Glauben kennen.

Aber wenn wir uns so von der Wissenschaft in jenem Sinne scheiden, so scheiden wir uns damit nicht von den wissenschaftlichen Forschern, die neben der Wissenschaft auch noch eine Griffensberechtigung haben. Vielleicht wird die Nachrechnung des freundlichen Verhältnisses zu den Männern der Wissenschaft, dessen wir uns hier in Wartung in reichem Maße erfreuen, uns einen Weg zeigen können, auch der Theologie eine andere Stellung zur Wissenschaft zu geben, als aus dem bisher in Betracht gezogenen sich zu ergeben scheint. Zunächst aber wollen wir, um eine Verständigung anzubahnen, von dem Glauben im christlichen Sinne. Darauf gehe ich nun so lieber ein, weil ich dabei eines Mannes gedanken muß, dem die ebangetische Kirche zu tiefem Danke verpflichtet ist, des im März dieses Jahres verstorbenen großen Theologen Albrecht Ritschl. Ziele von uns haben eine Erinnerung an seine Lebenswolle, mannigfache Persönlichkeit. Alle kennen wenigstens seinen Namen. Die kirchliche und politische Presse haben dafür gesorgt. Das Leben dieses Mannes bietet in

seinem letzten Nachsehnt ein Schaupiel dar, wie es die Geschichte der ebnangelischen Kirche sonst nicht aufzuweisen hat. Ein Gelehrter, der sich von dem kirchlichen Parteitreiben gänzlich fern hält, wird mit dem gleichen Satz der beiden kirchlichen Parteien beladen, die sich sonst als unbersöhnliche Gegner bekämpfen. Ein Autor, dessen Schriften auch dem Sachgenossen bisweilen schwierige Aufgaben stellen, wird zum Gegenstand kritischer Uebungen für Schriftsteller, denen es offenbar nicht leicht wird, eine längere Gedankenreihe festzuhalten. Ein Mann der an seinem Lebensabend eine kleine Zahl akademischer Theologen in seinen Kreis gezogen hat, wird von den einflussreichsten Häuptern zahlreicher theologischer Gruppen als eine ungeschickere Beschränkung für die Kirche hingestellt. Dabei wird die Polemik gegen ihn und seine Schüler in einer Form geführt, die in der That so aussteht, als wenn seine Ueberseher durch wirrtliche Angst der bersinnlichen Ueberlegung beraubt wären. Mann wird es irgendwo sonst bekommen, daß man einen Satz, den man selbst hergeseht hat, als ein Citat aus einer Schrift des Gegners ansieht, und dann an dieses erhöchste Citat den härtesten Tadel des Gegners knüpft. In dem Streite gegen Ritschl und seine Schüler hat man sich dieser Form der Polemik des öfteren bedient. So ist es noch im August dieses Jahres ¹⁾ auf einer großen kirchlichen Versammlung unter den Augen des brandenburgischen Kirchenregiments geschöhen. Ritschl hat sich dieses Treibens niemals erwehrt. Er hat seine Arbeit gethan und im Uebrigen geschwiegen.

Es muß doch an Ritschl und seinem Werke etwas sein, was die leidenschaftlichen Angriffe auf ihn erksächlich macht. Ohne Grund wird es doch nicht sein, daß Männer, die sonst auf ihre Wahrheitsliebe etwas halten, in dem Streite gegen ihn dazu hingewiesen werden, so offen die Unwahrheit zu sagen. Aus rein persönlichen Gegenständen kann man eine so unfaßliche Bewegung nicht erklären. Gaben vielleicht die durch seine Schule gegangenen Pfarrer dadurch Anstoß er-

1) Die Rede wurde im Oktober 1890 gehalten.

regt, daß sie die Gemeinden verwirrten und den kirchlichen Oberen Noth machten? Das Gegenteil ist von Seiten des Kirchenregiments der Landeskirche, in welcher Ritschl wirkte, meynmals bezeugt worden. Nach diesem Zeugniss haben sich Ritschl's Schüler im Pfarramt viel mehr dadurch ausgezeichnet, daß sie ohne den gefährlichen Drang, sich auf kämpfenden Parteiversammlungen hervorzutun, still und treu ihres herrlichen Amtes warteten. Der Grund liegt in etwas Anderem, das sich schon in der persönlichen Erscheinung Ritschl's für diejenigen, die ihn näher konnten, hart ausprägte. Ritschl beobachtete in der religiösen Mittetheilung eine außerordentliche Strenge gegen sich selbst. Wie er in der Gedankenwelt des christlichen Glaubens lebte, trat allerdings in seiner Gesprächsführung so zu Tage, daß ein weniger kräftiges Singenium dadurch emüthet werden konnte. In seinem Hause und hier in Marburg bin ich Tage lang mit ihm zusammen gewesen, ohne daß er jemals die Beschränkung mit den höchsten Dingen durch eine längere Unterhaltung leichteren Inhalts unterbrochen hätte. Darin ersöhien seine tiefe Ergriuenheit von der Sache. Aber sehr selten trieb sie ein weiches, empfindungsvolles Wort empor. Erb und streng redete er von dem, was sein Herz bewegte. Das war bei ihm nicht nur daraus zu erkennen, daß willensstarke und wahrheitsliebende Menschen, je leichter sie weid werden, desto sorgfältiger den Ausdruck ihrer Erregung zu überwachen pflegen. Ritschl wollte damit vielmehr gegen ein Reichthum protestieren, das ihm in der ebnangelischen Kirche unserer Zeit allzuweit verbreitet zu sein schien. Es giebt Menschen, denen eine ununterbrochene Reichthigkeit der religiösen Mittetheilung verliohen ist. Für die Gabe solcher Menschen ist Ritschl höchst empfänglich gewesen. Das Bild eines der Streifvollsten unter diesen Hochbegabten hatte er in seinem Arbeitszimmer täglich vor Augen. Er lebte in der Besetzung, daß der reine Ausdruck der religiösen Erregung und seine ändernde Wirkung das wichtigste sei, was sich in der Welt ereignen

könne, und das eigentliche Mark der Geschichte darstelle. Um so heftiger müßte er sich aber auch bemühen, wenn ihm eine religiöse Kritik fehlte, die das Nöthige zu berechnen magte, als etwas Geistesloses entgegentrat. Die Kritiker auf diesem Gebiete hat er als seine Todfeinde behandelt. Sie haben es ihm reichlich vergolten.

Ritschl hat jene Unfälle nicht nur in ihren vereinzelten Erscheinungen als eine Entweihung des Geistes behandelt, sondern er wollte ihre Wurzel erfassen und ausziehen. Die Wurzel des religiösen Irthums, überhaupt alles gemachten Wesens im Schriftenthum, ist aber die falsche Vorstellung vom Glauben, gegen die Ritschl mit den Meisten Rutzers tritt. Es ist das die Vorstellung vom Glauben, die nicht nur von den Verehrern des Schriftenthums als Grund ihrer Ablehnung faktiviert wird, sondern die auch in weiten Kreisen der Gemeinde, die Theologen mit eingeschlossen, herrscht.

Von Unzähligen, die sich evangelische Schriften nennen, wird man als Nichtwort auf die Frage, was der Glaube sei, dieß hören: der Glaube bestehe aus zwei Sünden; er sei das Zugeständniß, daß Alles was wir in der Bibel lesen, Gottes Wort und deshalb wahr sei; und der Glaube sei zugleich festes Vertrauen auf das in der Bibel gelehrt und beichtete. Wir sind der Meinung, daß diese Vorstellung vom Glauben sicherlich nicht eine so weite Verbreitung in der evangelischen Kirche gewonnen hätte, wenn nicht etwas anderes daran wäre. Man kann sich aber auch an der Thatfache, daß viele Vorstellung vom Glauben in der evangelischen Kirche regiert, vergewissern, wie langsam sich solche großen geistlichen Vorgänge, wie die Reformation Rutzers, abspielen. Denn der Glaube, der mit jenen Worten beschrieben wird, ist thatsächlich römisch-katholischer Glaube. Es ist das einer der stärksten Belege dafür, wie eng wir noch mit der Kirche, von der wir uns im 16. Jahrhundert getrennt haben, verbunden sind. Wir haben noch oft gehört, die Protestanten glaubten nur, was in der Bibel stehe,

die Katholiken dagegen außerdem noch, was die Kirche lehre. Gerade an dieser vulgären Art, die beiden Kirchen zu unterscheiden, kann man sehen, daß wir mit unserer Behauptung Recht haben. Wer nämlich so von den beiden Kirchen redet, giebt eben damit kund, daß er den Unterschied lediglich in der Menge dessen findet, was geglaubt wird. Den Glauben selbst dagegen hält er in beiden Kirchen für gleichartig. Zahllose Gegner und Anhänger des Schriftenthums finden sich in der Vorstellung zusammen, unser Glaube bestehe darin, daß wir Lehren und Berichte, die uns mit göttlicher Autorität dargeboten werden, für wahr halten, und uns dann darauf verlassen. Wenn es aber wirklich keine andere Art von Glauben in der Schriftlichkeit gäbe, so gäbe es kein evangelisches Schriftenthum. Von den römischen Katholiken würde man uns dann nur so unterscheiden können, daß man sie die Gengen, uns die Galben nennen müßte. Denn wer einmal auf dem Standpunkt jener Vorstellung vom Glauben steht, bleibt in einer Galbheit stehen, wenn er zwar das glauben will, was die Bibel lehrt aber dem Anspruch der Kirche den Glauben versagt. Dem thatsächlich haben wir ja doch die Bibel durch die Kirche empfangen, die in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte diese Schriften als kanonische aufgenommen hat. Der Schrift also, der unter Glauben lediglich das willige Annehmen des mit göttlicher Autorität dargebotenen versteht, bleibt ohne Zweifel auf halbem Wege stehen, wenn er erklärt, er wolle nur das in der Bibel ihm dargebotene Gotteswort annehmen. Wenn er Ernst machen will, so muß er vielmehr vor Allem. diejenigen Autorität seinen Gehorsam begangen, von der wir alle die Bibel empfangen haben, der Kirche. Danach würde es nun so aussehen, wie es von katholischer Seite oft behauptet wird, daß es lediglich Gehorsamsmache sei, wenn die gläubigen Protestanten nicht Katholiken werden.

An dessen so schimmert steht es nun doch nicht. Die Beschränkung der Evangelischen auf die heilige Schrift ist trotzdem richtig. Aber

dieser richtige Grundsatz läßt sich nicht richtig durchzuführen, wenn man dabei die katholische Vorstellung vom Glauben befolgt. Es giebt eben noch eine andere Vorstellung vom Glauben, die wir von der römisch-katholischen als die christliche untercheiden, der Gedanke vom Glauben, für den Paulus gestritten hat und, ihm folgend, Luther. Es müßte unpassend sein, wenn ich an dieser Stelle die zornigen Worte citieren wollte, mit denen Luther oftmals die Meinung bedacht hat, der Glaube sei die berechnliche Annahme des in der Bibel geschriebenen, die man sich vorrechnen und abwägen müsse. Aber ich erinnere an diese Worte, um die Behauptung zu erklären, daß die Saat der Reformation bei uns noch lange nicht zur Reife gekommen ist, wenn doch der von Luther bekämpfte katholische Gedanke vom Glauben in der evangelischen Gemeinde noch immer eine Macht ist. An der Zeitung der Kirche und an der theologischen Arbeit sind viele be- theiligt, die sich durch diese Macht die Hände binden lassen, weil sie sich fürchten ungläubig gesprochen zu werden, weil sie also nicht nur Gott, sondern auch recht sehr die Menschen fürchten.

In der katholischen Kirche hat vielleicht das Befehen des falschen Gebotens vom Glauben nicht die schlimmsten Folgen wie bei uns. Denn die katholische Kirche hat in ihrem complicirten Bau Hülfsmittel gegen diese schlimmen Folgen. Aber Luther hat gerade diese Hülfsmittel zertrümmert und zertrümmern müssen als er dem richtigen Gedanken vom Glauben die Bahn brechen wollte. Solche Hülfsmittel möchten sein die Mystik, die katholische Lehre von den guten Werken und die uns Evangelische oft so unheimlich berührende Verfeinerung des Bösslichen im Kultus. In der katholischen Kirche werden diese Dinge mit Erfolg verwendet, um ihrem Ehrfurchtum anzuhelfen. In der evangelischen Kirche dagegen können diese Hülfsmittel und Ergänzungen in Folge einer unauslöschlichen Erinnerung an das Wort Luthers nicht zu kräftiger Anwendung kommen, obgleich man sich ihrer vielfach unter

der Hand bedient. Bei uns soll der Glaube Alles thun; der Glaube macht selig. Das hält man fest, aber man kommt vielmehr nicht davon los. Sondern man aber zugleich von der katholischen Meinung vom Glauben nicht loskommt, an die sich eine so gewaltige Berührungsschleife nicht knüpfen läßt, so geräth man leicht in eine Scarrifatur des religiösen Borgehaltens, die der Wahrheit zu sehr überherrscht, als daß man mit ihr Ernst machen könnte.

Der Glaube rechtfertigt, d. h. der Glaube rettet und macht selig. Was wird aus diesem paulinischen Satze, wenn man in ihn die auch bei uns vulgäre katholische Vorstellung vom Glauben einsetzt? Der Mensch wird dadurch selig, daß er allein was ihm als das Wort Gottes durch die Autoritäten des Glaubens, durch die Kirche oder durch die Bibel vorgehalten wird, aufnimmt. Es wäre zu stark, wenn man sagen wollte, dieser Glaube besitze darin, daß man etwas behauptet, wogegen man innerlich protestirt. Aber auf jeden Fall ist dieser Glaube das Bemühen etwas für wahr zu halten, was man nicht als Wahrheit versteht. Und ein solches Bemühen, ein solcher peinlicher Zustand sollte einen Menschen selig machen? Unmittelbar kann er das offenbar nicht. Der Satz „der Glaube macht selig“ wird trotzdem wahrlich mit Recht in der evangelischen Kirche festgehalten. Aber er gewinnt unter diesen Verhältnissen nothwendig folgenden Sinn. Der Christ, der sich redlich bemüht, das für wahr zu halten, was er nicht als Wahrheit verstehen kann, sagt sich, Gott werde ihm einmal lohnen für diese Festung und ihn später selig machen. Sinn und Urfinn, Mächtigkeit und Güte sind in jeder Menschenseele so ineinander gewirrt, daß es ammaßend sein würde, wenn wir über diese religiöse Haltung, die uns in der evangelischen Gemeinde auf Schritt und Tritt begegnet, mit harten Worten herfallen wollten. Es ist sehr wohl möglich, daß ein Christ das richtige religiöse Borgehalten, den Glauben der Wirklich selig macht, kennt und hat, und daß er doch dabei

an jener falschen Vorstellung vom Glauben gewohnheitsmäßig theilnimmt, ohne es zu bemerken, daß er selbst darüber hinausgewachsen ist. Das dürfte nicht nur von Evangelisten gelten, sondern auch von Katholiken. Päter aber müssen wir mit denen reden, die als Theologen besurken sind, der Gemeinde zu dienen. Unser Pflicht ist es, darüber keinen Zweifel zu lassen, daß eine solche Art von Glauben in der evangelischen Kirche im Ganzen verberbtlich wirken muß, und das unsrige dazu zu thun, daß sie verschwinde.

Erstens wird für Viele in unserer Zeit eine Noth aufgerichtet, die sie vom Schriftenthum scheidet, wenn man ihnen sagt, sie müßten, um Erbsen zu werden, dieß oder jenes, was ihnen gar nicht ist, leuchtet, für wahr halten, weil es ihnen von Gottes Wort vorgeprochen werde. So etwas bringt ein Mensch, der die Pflicht der Wahrhaftigkeit kennt, nicht fertig, ohne sein Gewissen zu verletzen. Wenn also jemand ein Schrift wird, so wird er es gewiß nicht in Folge einer solchen Aufforderung, sondern trotz ihrer. Und wenn jemand, abgesehen durch eine solche Forderung, sich der Verständigung von Schriftus entzieht, so ist das nicht immer seine Schuld, sondern oft auch die Schuld derer, die ihm eine so unmensliche Last aufgelegt hatten. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo es einen Sinn hatte, jedem ohne Weiteres zuzumuthen, er solle das für wahr halten, was ein Schrift glauben müsse. Ein Mittelalter konnte man so verstehen. Denn damals war das genannte Mittel, in dem die Menschen lebten, so beschaffen, daß das Schriftenthum, wie man es damals verstand, sich ohne Mühe darin einfügte. Wir leben in einer andern Zeit, in einer andern Welt. In dieser Welt ist das Schriftenthum ein Fremdling. Der innerhalt der modernen Kultur aufwachsende Mensch wird von Kindesbeinen an in eine Art des Denkens hineingezogen, an die sich die Gedanken des christlichen Glaubens keineswegs als etwas gleichartiges anschließen. Seine Fürsorge christlicher Eltern kann ein Kind

unserer Zeit davor bewahren. Die moderne Gesellschaft hat die Mittel zum Reden nur dadurch, daß sie die Dinge besser beherrscht, als die Menschen des Mittelalters. Bei den damals üblichen Formen der Arbeit würden wir verhungern. Die modernen Formen der Arbeit beruhen aber auf dem Gedanken, daß die Dinge, die wir benutzen wollen, mit allen andern weltlichen Dingen in einer Naturordnung vereinigt und untereinander verknüpft sind. Diesen Gedanken trägt daher jeder mit sich, der in der Gegenwart arbeitet, um zu leben. Es ist aber offenbar nicht leicht möglich, daß jemand, zu dessen Lebensbedingungen der Gedanke von einer durchgängigen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens gehört, auch nur die allgemeinsten Grundgedanken des christlichen Glaubens als etwas gewohnheitsmäßiges sich aneignen und behaupten könne. Es wird wenige Schriften unserer Zeit geben, die nicht irgendwie die Spannung und Reiz des Gegensatzes empfinden hätten, der zwischen dem Gedanken eines Gottes, der Wunder thut und Gebete erhört und dem Gedanken einer endlosen Gesetzmäßigkeit geordneten Welt besteht. Wohl hat der christliche Glaube in dem Gedanken der Allmacht des überweltlichen Gottes ein Mittel, über jenen Gegensatz hinwegzukommen. Aber keine Wissenschaft kann diesen Gedanken begreifen; er entsteht erst im Glauben und wird in der Kraft des Glaubens behauptet. Deshalb müssen für das Geschlecht unserer Tage die Gedanken unseres Glaubens immer mehr den Schein des Platitischen verlieren. Das ist aber kein Fehler. Denn in der Religion ist überhaupt nicht das Selbstverständliche, sondern das Unüberbore. Wenn im Mittelalter die für die religiöse Praxis wichtigsten Gedanken des Schriftenthums gewohnheitsmäßig und Gegenstand eines vernünftlich wissenschaftlichen Beweises geworden waren, so waren sie nicht mehr wunderbar sondern prosa. Das ungeschulte religiöse Bedürfnis suchte daher damals auf andern Weisen das Wunder auf, von welchem der Glaube lebt. War es nun wohl besser, wenn man deshalb das

Munber in dem heiligen Blut zu stehen und in ähnlichen Dingen fand, aber ist es besser, daß wir heute durch den unübersehblichen Zug der von Gott geleiteten Gesichte dazu gelangen werden, daß Munber in Gott selbst und in der Gewißheit von seiner Macht und Gnade zu finden? Auf jeden Fall hat es keinen Sinn mehr, an die Menschen unserer Zeit die einfache Forderung zu richten, sie sollten die Gedanken des christlichen Glaubens für Wahrheit halten. Man legt ihnen damit eine ganz andere Last auf, als sie die Menschen des Mittelalters bei derselben Forderung zu tragen hatten, und macht ihnen das Schriftwerden um so unmöglicher, je wahrhaftiger sie sind.

Nicht geringer ist der Schaden, den die falsche Vorstellung vom Glauben für diejenigen mit sich führt, welche Schriften zu sein meinen und gläubig sein wollen. Es ist doch eine starke Täuschung, wenn sich Schriften für bewisen und verpflichtend halten, sich das, was ein Mann wie Paulus gesagt hat, mit kräftigem Entschluß als ihre eigene Meinung anzunehmen und nachzusprechen. Ein solcher Entschluß kann nur inneren Frieden bewirken. Die Gedankenreißung eines Paulus paßt uns deshalb noch lange nicht, weil wir uns herausgenommen haben, in sie hineinzuschlüpfen. Es ist überhaupt ein schwerer wenn auch sehr nachteiliger Irrtum, wenn man meint, wir Schriften seien von Gott dazu bestimmt, wie geistige Parafien in den Gedanken Munber zu leben. Es geht freilich bei aller Erziehung so zu, daß man an dem, was Munber vorher gedacht haben, erstarrt. Und wir wären die letzten, zu meinen, daß wir Schriften sein könnten, wenn uns die wunderbaren Gedanken der Bibel nicht durchs Herz gingen. Geistlicher Glaube ist nicht möglich ohne Pietät gegen eine heilige Ueberlieferung. Wir wissen es wohl, daß wir kein rechtes Leben mehr haben können, wenn der Zusammenhang zwischen uns und dieser Ueberlieferung aufhört. Aber wir können hochtlich nicht in den rechten Lebenszusammenhang mit ihr, wenn wir durch den bloßen

Entschluß uns ihre Gedanken anzunehmen meinen und sie dann für die unsrigen ausgeben. Wir sollen keine Parafien sein, sondern wir sollen unseres eigenen Glaubens leben. Wie hat sich Luther bemüht das klar zu machen! Aus der weiten Verbreitung jenes Irrtums in unserer Kirche entwickelt sich das, was Ritschl als religiöses Virtuositentum bekämpft hat. Es muß eine kranke, unnatürliche daraus entstehen, wenn man sich selbst und andern vorredet, daß man sich in Gedanken bewege, zu denen man noch nicht emporgewachsen ist. Notwendig wird dabei zum Gegenstande einer virtuellen Sehnsucht gemacht, was bei dem Propheten der einfache und natürliche Ausdruck des von Gott erweckten Lebens ist. Es ist freilich wahr, daß der Christ nicht sich selbst der Gemeinde verpflichten soll, sondern das Wort Gottes. Aber man kann nur das als Gottes Wort verkündigen, was man als Gottes Wort verstanden hat.

Die Verkündigung eines Christen, der wirklich auf der Bahn der Propheten ist, kann man von der Rede eines Virtuosen leicht unterscheiden. Der letztere wird sich immer in einer Hülle von Worten bewegen, welche alle den höchsten Gedanken des Glaubens und der stärksten religiösen Erregung zum Ausdruck dienen. Dagegen bei der wirklich glaubensvollen Aussprache eines Christen geht es anders zu. In ihr finden wir vor allem die lebensvolle Erlebung und Darstellung einer besonderen Situation, in welcher sich Redner und Hörer zusammenfinden. Diese besonderen Verhältnisse so anzulegen und verständlich zu machen, daß sie mit der Gewalt göttlicher Forderungen und göttlicher Bekehrung unser Herz treffen, ist das Wert einer wirklich christlichen Rede. Die Bedeutung des Wortes Gottes kann für jeden Menschen nur das Wort haben, das ihn in seiner augenblicklichen Lage zu wahrer Selbstbesinnung bringt. Jeder religiöse Gedanke, der uns nicht in solcher Weise verständlich wird, bleibt uns fremd, mögen wir ihn noch so troßig für den Ausdruck unserer

Uebergangung ausgeben und unsere Phantasie noch so sehr an ihm erhitzen. Wenn aber in unserer Kirche so Viele die höchsten Erzeugnisse der religiösen Gebantenbildung mit wunderbarer Reichtigkeit reproduzieren, ohne zu beachten, wie solche Gedanken in einer Seele allein entstehen und ihr Eigentum werden können, so schaden sie sich selbst und helfen niemandem.

Gegen diese Schäden hat Kritik das richtige Verhältniß des Glaubens aufgeboten. Damit hängt es zusammen, daß auch die Säpfe der sogenannten liberalen Theologie ihn heftig bekämpft haben. Diese Theologen sind allerdings von Schillermacher auch dahin gelehrt, daß sie den ersten der von uns gekennzeichneten Schäden, die Geradsichtigung des Glaubens zu einer menschlichen Leistung, die gegen das Bewußte geht, stark empfinden. Aber was sie an die Stelle dieses falschen Glaubens setzen wollen, ist nicht der christliche Glaube, sondern eine nach ihrer Meinung in dem Wesen des menschlichen Geistes begründete Religiosität. Es setzt ihnen das Verhältniß dafür, daß allerdings der christliche Glaube die unbedingte Unterwerfung unter eine Macht ist, die der Schrift von seinen eigenen innern Leben unterscheidet, nämlich unter die Offenbarung Gottes. Sie wollen von den beiden Sagen: der Glaube macht selig und der Glaube ist Unterwerfung unter die Autorität der Offenbarung nur den ersten festhalten. Kritik hat sie beide behauptet. Das hat ihn der Masse seiner Zeitgenossen unverständlich gemacht; und dasselbe stellt ihn in die erste Reihe derer, die das Werk Sutzers aus verfallenden Formen hervorziehen und behaupten wollen. Seine Gegner schlugen sich mit seinem theologischem System herum und freuten sich, wenn sie Fehler darin erbeutet haben. Als ob es nicht selbsterfindlich wäre, daß an einem solchen System für das Auge anderer Schriften viel Unfertiges und Zweckloses hervortreten muß. Wie wir selbst als Schriften unvollkommen sind, so müssen es auch unsere Systeme sein. Das dagegen, was bei

Kritik wahrhaft groß und unbergänglich ist, die kraftvolle Vertiefung jener beiden Grundsätze in seiner Theologie, wie sie sind und unübersehblich auch auf diejenigen, die ihn schelten.

Der Glaube macht selig — das heißt, daß der Glaube selbst die Menschen in denen er entsteht, in einen Zustand versetzt, der der Anfang seligen Lebens ist. Der Glaube, der das bewirkt, ist nicht ein williges Nimmchen dessen was Andere gedacht und gesprochen haben, noch weniger ein sich Versteifen auf solche Dinge. Das Belangen unserer Seele nach wahrhaftigen Leben wird nicht dadurch gestillt, daß wir eine Lehre über Gott empfangen, sondern dadurch, daß wir Gott selbst finden. Gott selbst — d. h. etwas Anderes als die Welt, in der wir uns verlieren, etwas Anderes auch als der ewige Grund dieser Welt, ein Wesen, das uns in der Zeit lebende Menschen ewiges Leben erfahren läßt. Einiges Leben aber ist ein Leben im Ewigen. Und das Leben im Ewigen, soweit wir es erfassen und erfassen können, besteht für uns in zwei geistigen Regungen: erstens, daß wir nicht nur an einzelnen zeitlichen Dingen, wie der Besitz unserer Kinder eine solche Gesandtheit, ein reichhaltiger Beruf, Freude haben, sondern Alles, was überhaupt ein uns bewußtes Element unseres Daseins wird, als einen Anlaß zur Freude innerlich hervorziehen können, ästhetisch, daß wir uns von Dingen gern unter das Ewige beugen, das uns in der stillosen Forderung beansprucht und uns Selbstverleugnung auferlegt. Offenbar wäre der Mensch, der das beides könnte, innerlich von der Welt geschieden und zu einem Leben im Ewigen gebracht. Die Macht die uns durch ihre Berührung so reich und so stark macht, ist unser Gott. Ein Mensch, der das nicht irgendwie in sich erlebt, hat keine Gotteserkenntnis, keinen Glauben und keinen Gott in christlichem Sinne.

Was heißt das aber, daß wir diesen Gott finden? Wir finden ihn noch nicht, wenn wir uns die eben beschriebene Macht als das

Wesen Gottes vorstellen. Der bloße Gedanke von Gott hilft uns, um mit Luther zu reden, ebensowenig wie eine Wunschschuppe. Daß er Gott gefunden habe, kann der Mensch nur sagen, wenn es ihm aus einem zeitlich begrenzten Ereigniß seines eigenen Lebens klar geworden ist, daß Gott ihn selbst darin aufgesucht und berührt hat. Das ist die Regel aller lebendigen Frömmigkeit in allen Religionen. Deshalb giebt es keinen religiösen Gedanken, der nicht eine solche direkte Beziehung Gottes auf diesen einzelnen Menschen, der den Gedanken hegt, ausdrückt. Den religiösen Gedanken der Allmacht Gottes haben wir 3. B. nicht, wenn wir uns eine Macht vorstellen, die alles Mögliche kann. Wir haben den Glaubensgedanken der Allmacht Gottes nur dann, wenn wir uns eine Macht vorstellen, die gegenwärtig die ganze Wirklichkeit, in der wir stehen, um unsertwillen wirrt. Viele halten es für eine wissenschaftlich erweisbare Wahrheit, daß ein Gott sei als der allmächtige Herr über alle Dinge. Percrreiter noch möchte unter uns die Meinung sein, daß man von sittlicher Gesinnung aus dazu komme, Gottes gewiß zu werden. Aber von dem Rechte des Guten tief durchdrungen ist, werde sich notwendig das Gute als die Macht vorstellen, der schließlich Alles unterworfen ist. Man pflegt darauf hinzuweisen, daß die sittliche Energie sofort in uns erschaffe, wenn wir von dem Gedanken, daß Gott als der allmächtige Wille des Guten wirklich sei, zurücktreten wollten. Das ist ganz richtig. Und ein Schrift wird am wenigsten gereigt sein, dem zu widersprechen. Aber dennoch ist der christliche Glaube an Gott und jene sittliche Begeisterung, die sich in dem Gedanken Gottes fortsetzt und wollebet, noch lange nicht dasselbe. Der Gedanke, daß das Gute allein Macht habe und Leben gebe, macht einen Menschen gar nicht selig. Sondern je mehr es einem Menschen mit seiner sittlichen Gesinnung aufschlicher Ernst wird, desto mehr wird ihn jener Gedanke wie Feuer brennen. Denn was nicht gut ist, hat danach keinen Anteil an machtvolligen Leben. Und wer ist gut?

Der Glaube der sittlichen Begeisterung macht das Menschenleben zu einer Tragödie. Das ist auch schon etwas, aber Christenthum ist es nicht. Christlicher Glaube macht den Menschen, bei dem sittliche Begeisterung in Entsetzen gendigt hatte, selig. Es fragt sich, wie das zugeht.

Wir sind gern mit Menschen zusammen, denen wir es anzunehmen meinen, daß sie sich aufschlich vor dem Ewigen bringen. Wir süßen uns aber nicht nur deshalb zu ihnen hingezogen, weil sie allein Vertrauen verdienen. Sondern sie wirken, was für Sommergefallen und dürftige Beffer sie auch im Lebigen sein mögen, durch sich selbst erschendlich, weil sie uns aus der Stille eines tief verborgenen Glückes anbliden. Wir sagen uns: Ein solcher Mensch könnte sich nicht schließlich immer wieder so ruhig in das Notwendige ergeben und um das Gute willen sich selbst verweigern, wenn er sich nicht in einem unantastbaren Besitz geborgen fühlte. Das ist eben das eigentliche Geheimniß des Christenthums, daß es den Menschen den Lebensinhalt giebt, der den reichsten wie den ärmsten Geist erst so reich macht, daß er mit der Kraft wirklicher Liebe auf andere wirken kann. Darin vor Allen besteht das Christsein, daß man diesen inneren Reichtum gewinnt. Das was uns innerlich reich macht, quillt aber nicht von selbst in der Seele auf, sondern bringt aus der Beschichte in der wir stehen, an uns heran. Nicht an sich selbst vergräueln, weil Jesus Christus ein wirklicher Befandtheit dieser unster Welt ist, das ist der Anfang christlichen Glaubens. Um das zu verstehen, muß man die Eigenständigkeit Jesu sehen können, durch die er sich von Allen, was uns sonst in der Welt begegnen mag, scharf abhebt.

Personen verstehen wir, indem wir ihren sittlichen Werth beurtheilen. Die sittliche Forderung ist der Schlüssel für ihr Inneres. Um vertrauenswerten Personen machen wir nicht nur die Gesinnung, daß sie vor dem Maßstabe der sittlichen Forderung bestehen. Wir er-

leben an ihnen auch immer, daß sie uns in dem Verständnis dessen fördern, woran wir sie gemessen haben. Sie bereichern uns, indem wir sie beurtheilen und zu verstehen suchen. Auf der andern Seite bringt uns die sittlichen Förderung, die wir durch sie erfahren, immer auch dazu, daß wir einen schärferen Blick für das bekommen, was an ihnen verkehrt ist. Sie sorgen so selbst dafür, daß das Ideal, das wir in ihnen vorzufinden meinten, über sie hinauswächst. Wenn es uns mit der Person Jesu gang ebenso ginge, so gäbe es kein Christenthum in der Welt. Freilich kommen wir ihm vor Allen nur dadurch näher, daß wir unser Gewissen befragen und ihn an der sittlichen Forderung messen. Aber er wird je näher wir ihm kommen, desto mehr der Ausleger unseres Bewußtens. Was der Sinn des sittlichen Gebotes sei, was gut, was sittliche Kraft, und Güte sei, das meinen wir zum ersten Male zu erbliden, wenn uns für ihn die Augen aufgehen. Der felsenharte Block, den wir da suchen, wo wir Vertrauen schenken wollen, ist uns sichtbar in seiner bössigen Freiheit von Menschenfurcht, in seiner geistigen Freiheit von Todesfurcht. Die Güte geistigen Lebens, nach der unsere Seele verlangt, erscheint uns in der Art, wie er liebt und wie er haßt. Er liebt die, die seiner bedürfen und er haßt die, die den Bedürftigen hemmen und verkommen lassen. Ueber ihn wächst das sittliche Ideal nicht hinaus. Denn er macht es uns anschaulich als etwas unerreichbares, das unsere Sorgen und Sinne packt, und uns aufs Tiefste fügen läßt, wie weit wir selbst davon entfernt sind. Das ist einfach eine Thatsache, daß die im Neuen Testament überlieferte Erscheinung Jesu so auf uns wirkt. Aber das Christenthum bestreitet nicht, der Schaffe vor Allen das Gattum hinweg, daß unglückliche Menschen so von Jesus ergriffen werden.

Aber damit allein, daß die geschichtliche Erscheinung Jesu uns so ergreift, wird der Glaube noch nicht in uns begründet. Es kommt dazu, daß derselbe Mann, der für die durch ihn getroffenen Menschen

zum Richter, zum Bewissen wird, mit einer geduldrigen Liebe ohne Gleichen sich dieser Menschen annimmt. Indem er durch die einfache Gewalt seines persönlichen Lebens den Sünder umfester macht, gibt er ihm zugleich einen Post durch seine Freundschaft. Die Menschen, die durch ihn dazu gebracht wurden, es schmerzlich zu empfinden, wie es um sie stand, fühlten sich deshalb dennoch zu ihm hingezogen. So vergab er damals die Sünden. Er vor dessen Auge das ungeheure Uebel der Menschheit aufgeworfen ist, ihre tiefe Stillosigkeit und Willensschwäche, hat dennoch die ruhige Zuversicht, er könne die Menschen aus der Hölle reißen, die sie sich selbst in ihrem Innern für jetzt oder für künftige Zeit bereitet haben. An dem Vorabend eines grauenhaften Todes, mitten in dem sichtbarsten Untergang seines Wertes, hat sein sittliches Gattgefühl ihn nicht verhindert jene Worte zu sprechen, die sein Vertrauen zu seiner eignen Kraft und Bedeutung durch die Beschwichte tragen. Er sagt in diesen Worten, der Rückblick auf seine Person könne alle Menschen nach ihm von ihrem innern Unfrieden, von der Last der Schuld befreien. So verhofft er jetzt und für alle Zeiten allen denen Übergang der Sünden, welche ihn beachteten, seinen Ernst und seine Güte empfanden und so von seiner Zuversicht zu sich selbst überwältigt wurden.

Wenn in dem Eindruck, den Jesus auf uns macht, die zusammenwirkend, so entsteht unser Glaube. Denn jenes Erlebnis an der Person Jesu versteht der Mensch, dem es wiederfährt, ohne Weiteres als die Berührung durch eine überweltliche Macht voll Liebe und Treue. Was er auch sonst bereits von Gott gehört hat, er wird doch erst jetzt meinen, daß er Gott selbst gefunden habe. Denn er hegt jetzt nicht nur Gedanken über Gott, die ihm andere überliefert haben, aber die er selbst sich ausgesonnen hat, sondern er steht jetzt in einem Erlebnis, in welchem er Gottes Willen an sich verspürt. In dem was er an der Person Jesu erfährt, wird es dem Christen gewiß, daß ihn die Macht des Guten nicht nur richtet, sondern erlöst. So ist christlicher

! Glaube beschaffen. Er ist einfach das Vertrauen, das uns Jesus durch sein persönliches Leben abgewinnt, und danach die freundige Unterwerfung unter den in ihm uns erscheinenden und durch ihn auf uns wirkenden Gott. Ein solcher Glaube macht durch sich selbst selig. Er belasset den gewissenhaftesten Menschen nicht, weil er uns nicht zumuthet, irgend etwas für wahr zu halten, was uns unverständlich geliebt ist. Er ist überhaupt nicht unser müßiges Wert, sondern wie alles Vertrauen ein Erfahren dessen, was ein Anderer uns anthat. Reichter als der falsche Glaube, der alles Mögliche für wahr halten will, weil es die Bibel oder die Kirche sagt, ist dieser echte Schriftenglaube gewiß nicht. Denn wir bringen ihn überhaupt nicht fertig. Er entsetzt in uns, wenn das Gute als eine uns rührende und rettende Macht uns durch Jesus Christus zu einer unabweisbaren Thatfache unseres eignen Lebens wird. Selig macht ein solcher Glaube, wie überhaupt allein die Thatfache, daß er Gott gefunden hat, einen Menschen selig machen kann. So ist in dem echten christlichen Glauben beides mit einander verbunden: die Unterwerfung unter die Platonität einer Offenbarung die allein unbedingten Gehorsam fordern kann, weil sie die geheimnisvolle Macht des guten Willens ist, und die Seligkeit, eine ungerührende Bewegung tiefter Freude, die den Schriften unter aller Last des Lebens nicht erstickt läßt. Wenn wir das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ singen, so meinen wir damit nicht, daß wir, wenn uns Gut, Ehre, Reind und Reich genommen werden, uns dennoch trotzig in unsere Ueberzeugung verbeßen und uns nicht zerbrechen lassen wollen. Sondern wir meinen damit, daß auch unter schauerlich dunkeln Geschehnissen uns ein ewig bleibendes Glück gegenwärtig ist, die Gabe Gottes in Jesus Christus. Sie schafft uns einen unangreifbaren Bereich inneren Friedens.

Aber nun dahin gekommen ist, wird in der Bibel nicht mehr ein gleichzeitiges Objekt historischer Untersuchungen sehen können. Denn

er hört in der That aus ihr das Wort Gottes an die Menschheit, eine Zusammenfassung geschichtlicher Produkte, die durch keinen Fortschritt der Geschichte antiquirt werden können. Sicherlich aber ist er auch fern von der Annahme, daß er alles für wahr halte, was in der Bibel steht. Er wird zwar merken, daß er jetzt erst durch seinen Glauben in die innere Befassung gebracht ist, die Propheten und Apostel recht zu verstehen. Aber er weiß auch, daß Vieles in der Bibel sich findet, wofür sein Verständnis noch nicht gereift ist. Gott wird uns schon weiter helfen. Aber freilich können wir nur dann in der Erkenntnis wachsen, wenn wir in der Stille den Glauben gebrauchen, den uns Gott durch Christus gegeben hat. Der wirklich zum Glauben erweckte Mensch läßt sich auch ruhig gesagt sein, das Vieles in der Bibel steht, was überhaupt niemals unser geistiges Eigentum werden kann und soll, wie z. B. die gesammte antike Naturreinigung, sodann die Spuren rabbinischer Theologie und jüdischer Apokalypstik im Neuen Testament. Indem der wirklich ernste, seiner Sache gewisse Glaube die bereitwillig zugeht — wovon wiederum Zulager ein leuchtendes Beispiel ist, — läßt er der historischen Forschung an der Bibel, der wissenschaftlichen Arbeit der Theologie freien Raum. Ein Glaube dagegen, der jenes Zugeständniß verweigert, tritt notwendig in einen Kampf mit unwohlschaffigen Wesen und muß zur Strafe dafür in Streit mit den Thatfachen stehen.

Nach der Weise des Glaubens, den wir beschrieben haben, hält sich im Stillen jeder, der in der evangelischen Kirche wirklich ein christliches Leben führt. Sollte nun dieser Grundlag der Reformation zwar für das innere Leben des Einzelnen maßgebend sein, aber nicht für das Leben der Kirche? Denn gegen das, was wir schon über die Bibel gesagt haben, erhebt sich der Einwand: wie soll die evangelische Kirche bestehen, wenn sie nicht der Bibel als dem Worte Gottes gehorcht? Und wie soll man die Kirche regieren, wenn man nicht diesen Gehorsam

fordern und voraussetzen kann? Wenn das, was wir besprochen haben, der Glaube ist, der einen Menschen selig macht, so scheint dagegen die Leistung eines solchen Gehorsams der Glaube zu sein, der den Zustand und die Regierung der Kirche möglich macht. Ich meine dennoch, daß eine solche Teilung nicht richtig ist. Wo man sich bei der Regierung der Kirche, also vor allem im Pfarramt, darauf einigt, da giebt man aus an sich adhärenten praktischen Rückfichten selbst den Standpunkt des Glaubens auf. Niemand hat ein Recht, der evangelischen Kirche irgend etwas als notwendig anzuhängen, was nicht entweder dazu dient, den Glauben zu wecken und in Bestand zu erhalten oder eine Frucht des Glaubens ist. Das darf man nicht vermissen, wenn man um der Kirche willen für den Gehorsam gegen die Bibel als das Wort Gottes redet. Wohl gilt in der evangelischen Gemeinde in Betreff der Bibel ein Grundsatz, der die einfache Folge des Glaubens ist. Jeder, dem Jesus Christus das Wort des unsichtbaren Gottes an ihn selbst geworben ist, steht mit Gehorsam zu den Büchern des Alten und Neuen Testaments. Sie bilden die einzige Uebersetzung, in der Christus für uns zu finden ist. Deshalb gilt uns die Kenntnis dieser Bücher als ein Mittel ihm näher zu kommen und uns ein reicheres Bild von dem zu verschaffen, was uns den rechten Muth zum Leben giebt. Wir wollen aus diesem Grunde keine andere Predigt hören als die, die uns das Wort Gottes aus der heiligen Schrift auslegt. Für jeden, der diese innere Stellung zu der Bibel gewonnen hat, muß die Bibel einen unerlöschlichen Inhalt haben. Wer eine gebietende Autorität, der er sich ganz und gar fesseln giebt, hat für ihn, der es gelernt hat, sich Gott zu unterwerfen, Gott allein. Also nicht jedes Schriftwort, sondern das Schriftwort in dem er Kraft seines Glaubens den zu ihm redenden Gott bereits versteht. Das Maß eines solchen Schriftverständnisses mag groß oder klein sein; — daran hängt das Leben nicht. Die Lebensfrage wird allein dadurch entschieden, ob wir Glauben

haben und den Glauben im Leben üben. Wohl aber werden wir, wenn unser Schriftverständnis still steht und die Bibel uns gleichgültig wird, daraus die Mahnung entnehmen, daß wir anfangen zu verborren. Das ist die Stellung zur Bibel, die sich wirklich als ein notwendiger Grundsatz aus dem Glauben ergiebt. Ohne Zweifel wird in der Regel um der Kirche willen etwas Anderes verlangt. Es wird von den Mitgliedern der evangelischen Gemeinde gefordert, daß sie sich von vornherein bereit erklären, alles in der Bibel gelehrte und erzählte für wahr zu halten, obgleich es sicher ist, daß es ihnen in vielen Fällen gar nicht einleuchtet. Ihren Sinn empfängt diese sonderbare Forderung durch ein praktisches Bedürfnis des Kirchengemeindef. Wenn es nämlich nötig ist, den Reuten ein kleines Seyssen in der Kirche entwidelter Rede zu bereiten, so wird meistens nichts weiter übrig bleiben, als daß man sich auf das „es steht geschrieben“ zurückzieht und damit den Beweis für erledigt erklärt. Es fragt sich aber, ob so etwas nötig ist. Wohl soll die Theologie die von den Vätern erworbene christliche Erkenntnis möglichst einfach zusammenfassen und der Gemeinde darbieten. Aber wir sollen es nicht thun mit dem Anspruch, daß wir das beweisen wollen, und nicht mit der Forderung, daß jeder das durch fürnämlichen Entschluß zu seinem Eigenthum machen sollte. Wir sollen es vielmehr hinstellen als den Ausdruck der inneren Welt, in welcher Ständige gelebt haben, und sollen den Schriften sagen, daß sie auch einmal zu dem Verständnis solcher Dinge empornachfen werden, wenn sie, ein jeder in seiner besondern Lage, den Glauben üben, der etwas ganz Anderes ist, als ein aus menschlichem Entschluß geborenes Gewohnheitshalten. In der Religion herrscht die Gehorsam vor dem Geheimnis. Denn auch, wo er sich offenbart, bleibt Gott im Dunkel wohnen. Deshalb ist dem Glauben, der wirklich durch Gottes Offenbarung gewodt ist, solche Gehorsam selbstverständlich und natürlich. Dagegen ist nichts dem Unglauben ähnlicher, als die ammaßende Be-

Heiligkeit, daß nur dem Glauben offenbart werden kann, sich äußerlich anzunehmen. Der Glaube weiß, wie er in der Erkenntnis mächtig. Es geht wunderbar zu: „von einer Kraftzeit zur andern“. Nachden läßt es sich nicht. Vielleicht wäre es diesen Verhältnissen entsprechend, wenn die Kirche in ihrer Praxis das wieder aufleben ließe, was die alte Kirche mit der sogenannten Strauchdisciplin gemeint zu haben scheint. Die rechte Strauchdisciplin der evangelischen Kirche müßte darin bestehen, daß man erstens den Glauben nichts weiter sein läßt als den innern Wertes mit Gott, zu dem Gott selbst uns erhebt; und daß man zweitens eine wunderbare Welt christlicher Erkenntnis nicht etwa dem noch Ungläubigen als etwas, das er sich erobern könnte, hinstellt, sondern dem Gläubigen als ein Ziel, zu dem Gott den Menschen führen wird, der in der Übung des Glaubens bleibt.

Manche thalokristliche Kirchenmänner werden freilich meinen, daß das Alles zu langsam gehe. Es geht freilich langsam zu, wie alles gesunde Nachdenken. Aber es bringt Frucht. Dagegen kann es nur Schaden bringen, wenn man den Schriften es zur Pflicht macht, solche Dinge zu ihrem innern Besitz zu rechnen, die sie in Wahrheit nicht besitzen. Bei denen, die überhaupt ernstlich auf eine solche Praxis eingehen, kann sich nichts weiter daraus ergeben, als eine Vereinfachung ihrer Eitelkeit und eine ganz solche Art von Gottesdienst. Dem Worte Gottes wollen sie sich unterwerfen. Aber sie verlangen, daß man Gott und seinem Worte nicht in derselben Weise dienlich werden kann, wie Menschen und menschlicher Sägung. Gott verlangt das Geg. Wie soll ich mich mit freiem Herzen solchen Vorstellungen unterwerfen, von denen ich noch nicht das Verständnis gewonnen habe, daß sich mein Glaube, in welchem ich wirklich Gott unterworfen bin, frei und unbesangen in ihnen bewegt. Wenn ich mir das dennoch vornehme, so stelle ich mich zu Gott und seinem Worte, wie zu menschlicher Sägung. Der letzteren kann man allerdings äußerlich

dienen. Was ich Wort Gottes nenne, würde dann also in Wahrheit für mich den Charakter einer Menschenfügung haben, die das Gewissen ebenso bedrückt, wie die Lasten, die Luther von sich warf. Diese einfache Ueberlegung sollte uns davor bewahren, um der Kirche willen die Zustimmung zum Bistumwort ohne Weiteres von jedem, der ein Christ sein will, zu verlangen. Auf solche Weise machen wir das, was im Nachdenken des Glaubens ein Gotteswort für die Gläubigen werden soll, zum Gegenstand eines äußerlichen werthlosen Gehorsams, also zu willkürlicher Sägung. Niemand aber hat ein Recht, ein solches Noth auf der Sägung Stille zu legen.

Für das Leben der Kirche ist etwas ganz anderes erforderlich. Es wird auch überall von treuen Dienern der Kirche angestrebt, wie auch im Uebrigen ihre kirchliche und dogmatische Parteilichkeit sein mag. Es ist der Gemeinde immer von Neuem zu zeigen, was der Glaube sei, wie er entsteht, was für Güter er bringt und was für Pflichten er auferlegt. Das allein ist Glaube, daß wir der Wirklichkeit Gottes und seiner an uns reichlichen Gnade an der Thatsache inne werden, daß Jesus Christus für uns vorhanden ist in der einfachen menschlichen Erscheinung, die jedem sittlich regen Menschen verständlich werden kann. Darin bestehen die Güter dieses Glaubens, daß er uns immer wieder zu neuen Menschen macht, indem er d. h. die in ihm ersahrene Nähe Gottes uns die Kraft giebt, zu überwinden und im Unschätzbaren heimisch zu werden. Seine Pflicht aber erfüllt dieser Glaube, er wird zum Gehorsam, wenn er in jeder Lebenslage jene Güter gebraucht und sich damit immer von Neuem Gott und seiner Wahrheit unterwirft. So wird in vielen evangelischen Kirchen vom Glauben zur Gemeinde gewebet, nicht bloß im Allgemeinen, sondern unter liebevollem Eingehen auf die speziellen Verhältnisse. Daß aber auch die solche Lehre vom Glauben unter uns im Schwange ist, kann man daran sehen, daß so viele den christlichen Werth eines Menschen

damach bemessen, ob er dieser oder jener Summe apokryphischer Lehre, die sie gerade für notwendig hatten, zustimme oder nicht. Solche Zustimmung ist eben nicht das erste, worauf es ankommt, sondern das erste ist der Glaube, der uns erst dazu befähigt, zuzustimmen, und in der Erkenntniß zu wachsen, sei es nun viel oder wenig. Und wenn ein Schrift unsrer Tage auch so wenig von apokryphischer Erkenntniß hätte, wie etwa der Mäthurer Justinus, — wenn er nur überhaupt sich durch Jesus Christus vor Gott gestellt weiß, so hat er in der Hauptsache das selbe wie die hohen Apostel. Darauf sollte die evangelische Kirche mit eiferner Strenge halten, daß niemand vor der Gemeinde zur Bectinbiung des Evangeliums seinen Mund aufthue, der nicht bewiesen hat, daß er den Glauben, der die erlösende Gabe Gottes ist, unter sich haben könne von der werthlosen Zustimmung zu unverständlicher Lehre. Das wäre rechte Bectinbiung in evangelischem Sinne. Denn das wird niemand ansetzen, daß mit jener Unterscheidung und der ihr zu Grunde liegenden Position das Bect der Reformation fest und fällt.

Den Glauben, den wir beschreiben haben, hat Luther auf Grund der heiligen Schrift als den geistigen Vorgang klar gemacht, in welchem der Mensch nach Gottes Ordnung demüthig und stark, seines Glaubens sich bewußt und doch selig werden soll. Nichts hat dieses Bect Luthers fortgesetzt. Indem aber wir, seine Schüler, ihm in dieser Sache folgen, geben wir uns nicht der Täuschung hin, daß wir als Glieder einer Unübersicht darauf aus sein müßten, diesen Glauben mit wissenschaftlichen Mitteln zu begründen. Das ist unmöglich, wie es überhaupt nicht möglich ist, jemanden durch Beweise dahin zu bringen, daß er sich dem Einbruch einer Becton überläßt und ihr vertraut. Wir können uns zunächst nur an die wenden, die durch dieselbe geistliche Anschauung wie wir bestimmt und dadurch zu christlicher Bectanschauung, zu christlichem Uthgelen und Handeln befähigt sind. Trotzdem müde ich es für unrichtig halten, wenn man aus diesem Grunde die Theologie

von den Unübersichten ablösen wollte. Aber sich nicht gänzlich in elementarer wissenschaftlicher Arbeit verliert, ist immer dazu genöthigt mit einer bestimmten Bectanschauung innerhalb der Geschichte Stellung zu nehmen. Vor allen ist jeder, der geistliche Vorgänge erkennen und darstellen soll dazu genöthigt. Ein in dieser Beziehung gänzlich leerer Mensch kann vielleicht eine Geschichte der Rostime, aber gewiß nicht eine Geschichte der Menschen schreiben. Aber auch jeder andere Forscher, wenn er nicht etwa als Forscher groß werden und als Mensch verkommen will, wird gerade soweit, als er als Person reif und charaktervoll wird, eine Bectanschauung in sich entwickeln, für die er keine zwingenden wissenschaftlichen Beweise hat und für die er dennoch als Charakter tritt. Es begegnet dabei jedem dasselbe, was man uns als ein besonderes Zeichen unserer Unwissenschaftlichkeit vorgehalten pflegt. Uns sagt man, der geschichtliche Christus, der für uns Noth und Grund des Glaubens an Gott, als einer Bectanschauung sein soll, sei gar nicht eine so fest umschriebene, zweifellose Größe, daß er dazu dienen könne. Es gibt ein Leben Jesu von Strauß und Renan, von Betschlag und Weiß. Welches gibt uns den geschichtlichen Christus? Wir erwidern darauf: keines von Allen. Es ist aber überhaupt ein Fehler, einen Grund der religiösen Bectanschauung zu verlangen, der mit rechnungsmaßiger Sicherheit wirkt. Aber danach verlangt der Gehe in die katholische Kirche; da allein ist das angeblich zu finden. Trotzdem ist unsere Berufung auf den geschichtlichen Christus richtig. Das bedeutet freilich nicht, daß wir den Christus, der der Grund unseres Glaubens ist, als eine ebenso zweifellose Tatsache für jeden erweisen können, wie etwa die Tatsache, daß schon zu Luthers Zeiten an dieser Stelle eine Stadt gewesen ist. Aber das wollen wir damit sagen: es liegen in jedem Menschen die Bedingungen dazu, daß er in der Ueberlieferung von Jesus, in den Blickern des Heinen Testaments das Bild eines Mannes finden kann, der durch die Gewalt seines per-

fünftlichen Lebens uns über dem Nüchtern halt. Zwingen werden wir keinen dazu, in Jesus seinen Erlöser zu finden. Etwas Ähnliches ist aber bei jeder andern Weltanschauung auch zu beobachten. Aber J. B. einer naturalistischen Weltanschauung folgt, findet schließlich in der Naturordnung eine geheimnisvolle Macht, die wir nicht ebenso empfinden, die aber sein Gemüth befehdigt. Er ist selbstverständlich principiell darauf gesinnt, das persönliche Leben geringer zu achten als das Naturlieben, obgleich er diesen Standpunkt gelegentlich verläugern muß, wenn er sich nicht unmeniglich betragen will. Den Gedanken und Stimmungen einer solchen Weltanschauung wird sich doch aber jeder verschließen, der über dem, was da ist, das, was sein soll, nicht vergeblich mag.

Also darin sind alle Religionen einander gleich, daß sie niemanden durch wissenschaftliche Zwecke auf ihren Standpunkt zwingen können. Wenn die Unübersichten nur eine solche Theologie zulassen wollten, die dieß für das Christenthum in Muthmaßung stelle, so würden wir nicht hierher gehören. Denn das können wir nicht in Muthmaßung stellen. Aber ich denke, auch diejenigen unter uns, die keine Christen sein wollen, werden dennoch als charaktervolle Männer mit uns der Meinung sein, daß nichts in der Welt so sehr der Betrachtung werth sei, als die Gedanken, in denen sich ein Charakter abspiegelt, indem er auf die Frage nach Sinn und Zweck seines Lebens eine Antwort sucht, d. h. die Weltanschauung, die immer eine Art von Religion darstellt. Daß aber auf den deutschen Unübersichten der hervorragende Gegenstand der Untersuchung nicht der Glauben ist, sondern das Christenthum, das dieß dadurch genügend nachbit sein, daß die meisten Deutschen nicht Moschammedaner sein wollen, sondern Christen.

Marburg. Univeritäts-Buchdruckerei (A. Friedrich).

Standort: B
 Signatur: OFB 5986
 Akz.-Nr.: 74/10447
 Id.-Nr.: D94.135

Dr. G. Gilmert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg (Hessent).

Sie gleichen Werke erschien:

- Aschke, G. Ehr.**, Die evangelische Gemeindepredigt eine Grundschrift. Vortrag auf der Pastoral-Conferenz der süddeutschen Synode in Marburg am 12. August 1887. 8. 30 S.
 M. —.69.
- Die Entschuldigungszeit von Luther's geistlichen Riebern. 4. 36 S.
 M. 1.—.
- Was beim atabemischen Gottesdienste in Marburg. Predigten. 3 Heft in 1 Band. 8. VI, 111. IV, 107, n. IV, 147 S. M. 3.40.
 Gedruckt in Reinwand M. 4.50.
- Pfeiffer, Georg**, Individual- und Gemeindepredigten. Ein Beitrag zur Erklärung des Pfalters. gr. 8. CIII, 92 S.
 M. 4.—.
- Der Text des Buches Hiob untersucht. Festsch. 8. 8. IX, 89 S.
 M. 2.80.
- Reichmann, G. A.**, Bibelforschungen. Beiträge zum Text aus den Kapiteln und Anmerkungen zur Geschichte der Sprache, des Schriftthums und der Religion des hebräischen Judentums und des Christenthums. Mit einer Tafel in Stichdruck. gr. 8. XII, 297 S.
 M. 8.—.
- Die neutestamentliche Formel „in Christo Jesu“. gr. 8. X, 136 S.
 M. 2.50.
- Johann Kepler und die Bibel. Ein Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerei. 8. 36 S.
 M. —.60.
- Strankenberg, Zitielstein**, Die Composition des deuteronomischen Buches (Bücher II, 6—XVII) nach einer Kritik von Büchler XVII—XXI. gr. 8. 81 S.
 M. 1.60.
- Steinrück, G.**, Von Wesen und Aufgabe der evangelisch-theologischen Fakultäten. Rede beim Eintritt des Rectors der Univerität Marburg am 19. October 1884. 8. 31 S.
 M. —.50.
- Stenke, Fr. S. G.**, Zur neueren Kirchengeschichte. Akademische Reden und Vorträge. 8.
 M. 3.—.
- Schillermacher und die Union. Festschrift am 21. November 1868 in der Aula zu Marburg. 8. 40 S.
 M. —.50.
- Eine deutsche Kirche. Festschrift am 22. März 1872, beim Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. 8. 23 S.
 M. —.30.
- Stolle, W.**, Die Einführung der Reformation in Marburg. Ein geschichtliches Bild aus Gessen's Bergangshöhe. M. 1.—.

Küß, Eb. D., Die christlichen Persöphen, auf Grund der besten Ausleger älterer und neuerer Zeit eregentlich und homiletisch bearbeitet.

1. Band. Rom 1. Advent bis zum Simmelsahrtstiege. gr. 8. M. 3.—.

2. Band. Rom Sonntag Graudi bis zum 27. Sonntag nach Trinitatis. gr. 8. 327 S. M. 3.—.

„Ein vorzügliches, allein schon geringes Stilsmittel zur Predigtvorbereitung; Gref. bringt nicht Dispositionen, aber sehr reichhaltiges und stichtiges exegetisches Material, ännmal aus alten, Wenigen jugendlichen Auslegern, wie es sich zur homiletischen Vorbereitung eignet. Das mit großer Treue gezeichnete Gref bietet also alles, was man zum Textstudium sonst sich nur aus vieler Commentaren zusammentragen konnte. Es will eben zum Studium anregen und Vorbereitung thun.“
Eächsisches Kirchen- und Schulblatt.

Straßmann, Richard, Die Bundesvorfassung im alten Testament in ihrer geschichtlichen Entwicklung untersucht und dargestellt. gr. 8. VI., 254 S. M. 6.40.

Sen, Julius, Historische Erklärung des zweiten Theils des 36ten Capitels 40 bis Capitel 66 nach den Ergänzungen aus den hebräischen Handschriften nebst einer Abhandlung: Ueber die Bedeutung des „Ruech Gottes“. gr. 8. XII, 160 S. M. 3.—.

Sink, Adolf, Schrift Person und Werk im Glauben des Germanen. gr. 8. 61 S. M. 1.20.

Zsanzogh, Zsiffelm, Silber aus Graubünden. Vier kirchengeschichtliche Vorträge. 2. Ausg. gr. 8. VII, 167 S. M. 1.20.

— **Ernst Knobing** Theodor Seuf, Ein Gedankblatt. 8. 43 S. M. —.80.

— **Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde.** Eine kritische Untersuchung. gr. 8. VIII, 183 S. M. 2.50.

— **Der Römerbrief und seine geschichtlichen Voraussetzungen.** Neu untersucht. gr. 8. XIII, 368 S. M. 7.20.

— **Drei Predigten über Johannesische Texte.** 12. VIII, 51 S. M. —.50.

— **32 Predigten, gehalten in den Jahren 1846—82.** gr. 8. M. 2.40.

— **IV, 253 S.** M. 2.—.

Strick, Carl, Die Wahl Gregors VII. 4. 56 S. M. 2.—.
„Die Untersuchung ist auf Grund eingehenden Studiums der Quellen geführt. Sie bildet einen der werthvollsten neueren Beiträge zur Geschichte der großen politischen Kämpfe des angehenden 11. Jahrhunderts.“
Zeitung. Kirchengeltung 1892, 12.